

„Ausländerfeindlichkeit“ ist eine etwas mißglückte Wortzusammenstellung aus jüngerer Zeit. Man ahnt zwar, was damit gemeint ist, doch als Schlagwort geistert dieser vage Begriff durch die Lande und wird vornehmlich in Wahlkampfzeiten von gewissen Politikern benutzt – etwa wie ein Herzschrümmacher –, um besser voranzukommen. Wie steht es damit in Graz? Wie ausländerfeindlich sind die Grazer? Hier scheint es Unterschiede zu geben. Zum Teil haben sie historische Ursachen. Ein Blick in die steirischen Telefonbücher oder ein Gang über die Friedhöfe beweist, daß das alte Österreich ein Vielvölkerstaat war und Graz ein besonderer Anziehungspunkt. Probleme mit andersartigen oder anderssprachigen Völkergruppen scheint es nicht gegeben zu haben. Überdies leben in der Steiermark keine völkischen Minderheiten, wie zum Beispiel die Slowenen in Kärnten oder die Kroaten im Burgenland. Mit Ende des 2. Weltkrieges erhielten die Österreicher ihre Eigenstaatlichkeit zurück. Der amtliche „Staatsbürgerschaftsnachweis“ wurde zu einer wichtigen Lebensgrundlage. Wer ihn nicht besaß, hatte sich mit der Fremdenpolizei auseinanderzusetzen. Richtige „Ausländer“ traten damals kaum in Erscheinung. Rund herum waren die Grenzen dicht. Der Städte- und Fremdenpolizei hielt sich noch fern. Doch um die Mitte der Fünfzigerjahre wurde Graz von ausländischen Studenten entdeckt: von den trinkfreudigen Norwegern, von den wegen ihrer Neigung zum Ordentlichen geschätzten Deutschen, von den fröhlichen Griechen und den Kommilitonen aus den islamischen Ländern. Es waren ihrer einige tausend, die Graz vor dem Einschlafen bewahrten und die Provinzialität mit einem Hauch von Internationalität überzuckerten. Ablehnung oder gar Fremdenhaß waren nicht zu spüren. Im Gegenteil, wir Ausländer konnten über die Freundlichkeit der Grazer nur erstaunt sein. „Student sein in Graz“ galt viel. Wir merkten es bald. Bei der Zimmersuche per Zeitungsinserat kam es vor, daß man auch Zuschriften mit der Anrede „Euer Wohlgeboren!“ erhielt und sich demgemäß wie ein „Esquire“ fühlen konnte. Familienanschluß fand man schnell, über mangelnde Kontaktfreudigkeit gab es nichts zu klagen. Manche gemischt-staatliche Ehe hat daher in Graz ihre Wurzeln. Daß Zimmervermieter an der Feier zur Promotion oder Graduierung ihrer studentischen Untermieter teilnahmen, war Ehrensache. Man blieb einander für lange Zeit freundschaft-

lich verbunden. Kurzum: In Graz herrschten für einigermaßen gesittete Fremde phantastische Zustände, und es gab hier keinen Grund, sich nicht wohlfühlen oder unter Heimweh zu leiden. Freilich – die Deutschen genossen in Graz eine Art Sonderstatus. Lag es daran, daß man das beginnende deutsche Wirtschaftswunder bewunderte? Lag es an der begehrten harten D-Mark? Oder daran, daß man uns noch immer als „Reichsdeutsche“ ansprach, als von „draußen“ Zugewanderte ansah, mit denen man nicht einmal Sprachschwierigkeiten hatte oder die man als Volksverwandte einstufte? Das eine oder andere davon traf sicher zu. Man muß aber auch bedenken, daß vor 30 oder 40 Jahren in Deutschland und in Österreich eine andere Generation lebte, die noch durch gemeinsame Beziehungen, historischer oder schicksalshafter Art, miteinander verbunden war. Es war also damals gar kein Problem, als Ausländer mit der einheimischen Bevölkerung zusammenzuleben. Die Deutschen fielen ohnehin nicht auf. Man erkannte sie höchstens daran, daß sie keine Steireranzüge trugen und immer schön „nach der Schrift“ sprachen, also „Wasser“ sagten und nicht „Wossa“. Auffallen sollte man als Ausländer lieber nicht. Es sei denn, man konnte besonders schön musizieren oder im Opernhaus singen oder man sorgte durch effektvolles Fußballspielen für Begeisterung. Ein idyllisches Plätzchen für Fremde ist Graz längst nicht mehr. Die alte Generation stirbt aus, die neue läßt Umgänglichkeit und Unvoreingenommenheit vermissen. Sie gibt sich eher kühl, distanziert, günstigstenfalls ein wenig kumpelhaft. Es läßt sich bereits eine „Hierarchie der Ausländer“ erkennen. Wohl dem, der in der Rangfolge oben steht. Fremde, die etwas mitbringen, z.B. Geld als Touristen, Einkäufer oder Investoren, sind gern gesehen. In den vielen, von Ausländern geführten Lokalen sucht man nach Abwechslung von der gewohnten heimischen Hausmannskost, dasselbe (fallweise) auch bei den exotischen Liebeskünstlerinnen. Ausländer jedoch, die, statt etwas zu bieten, nur etwas haben wollen, sind weniger willkommen: Asylwerber, Wirtschaftsflüchtlinge, Arbeitssuchende, illegale Grenzgänger und andere Fremdartige. Wo Besitzdenken herrscht, haben sie freilich keine Chancen. Nicht einmal in Graz. Das überaus starke Anwachsen der Ausländer-Kriminalität, wovon die Steiermark besonders betroffen ist, muß zwangsläufig zu Aversionen führen. Und leider auch zu Verallgemeinerun-



gen. Ähnlich jener Geschichte von einem Amerikaner, dem auf einer Europa-Rundreise sein Regenschirm gestohlen wurde, und der daheim auf die Frage, was er von Europa halte, antwortete: „Europäer sind Schirmdiebe.“ Trotzdem: Die Situation bei uns ist ernst und besorgniserregend. Bei einer Diskussion im Haus einer Grazer Fraueninitiative zum Thema „Ausländerinnen in Österreich“ erzählte eine Amerikanerin, die seit 15 Jahren hier lebt, daß sie es sich abgewöhnt habe, in Graz im Autobus die Leute anzulächeln. In den USA sei das eine Selbstverständlichkeit, in Graz aber würden die anderen Fahrgäste glauben, man sei gerade aus dem Sonderkrankenhaus geflüchtet. Das muß aber nicht unbedingt auf eine sture Verschlossenheit der Grazer oder auf Ablehnung hindeuten. Wer in Graz in einem Autobus fahren muß, lächelt nicht. Denn er hat dort nichts zu lachen. Die smiling lady scheint das damals noch nicht gewußt zu haben. Von wissenschaftlicher Seite wurde unlängst verlautbart, daß Österreich in den nächsten Jahrzehnten etliche zigtausend Zuwanderer benötigen würde, um die Bevölkerungszahl auf dem gegenwärtigen Stand zu halten. Auf diese Aussichten werden wir uns beizeiten einstellen müssen. Falls wir nicht doch lieber die diesbezüglichen Lehren des Papstes mit ins Bett nehmen wollen.

Ubi bene, ibi patria. Wo es mir gut geht, dort ist mein Vaterland, heißt es so schön und zutreffend. Uns geht es ja hier recht gut, und darum sollten wir etwas dazu beitragen, daß jene Fremden bei uns ein „Vaterland“ finden können, das sie dort, woher sie kamen, nicht hatten oder nicht haben durften.

Manfred Seiffert